

»Das Kreuz mit der Zukunft«

Interview mit Hendrik Kissel über freikirchliche Perspektiven
zu Beginn des dritten christlichen Millenniums

Interview von Ralf Dzierwas mit Hendrik Kissel

Hendrik Kissel ist 34 Jahre alt und mit Angela verheiratet. Als gebürtiger Ostfrieser kam er mit 16 Jahren nach Berlin, um ein »Zeit-für-Gott-Jahr« in einem Pflegeheim für chronisch Kranke im Krankenhaus Bethel in Berlin zu machen. Anschließend absolvierte er eine Krankenpflegeausbildung im Krankenhaus Bethel in Berlin. Mit 18 Jahren zog er bewusst in die Nachbarschaft der Gemeinde Berlin-Schöneberg, um ausländische und problembeladene Nachbarn im Stadtteil der eigenen Gemeinde besser wahrnehmen zu können. Nach drei Jahren an der Bibelschule Wiedenest schloss sich eine Anstellung in seiner Heimatgemeinde Berlin-Schöneberg an. Er wurde von dort – zunächst für ein Jahr mit einer halben Stelle – in das »Experiment Wedding« entsandt. »Auf dem Wedding«, wie die Berliner sagen, leben Angela und er immer noch. Mittlerweile ist Hendrik Kissel Referent des Gemeindejugendwerkes der Vereinigung Berlin-Brandenburg.

GFTP: Die Gemeinde Berlin-Wedding in der Müllerstraße hat in den letzten Jahren des Öfteren aufgrund ungewöhnlicher Aktionen Schlagzeilen gemacht. Was unterscheidet Ihre Gemeinde eigentlich von einer ganz normalen Baptistengemeinde?

Kissel: Wir sind sehr nach außen hin orientiert, d.h. wir engagieren uns sehr stark unter den nichtkirchlichen Menschen innerhalb unseres Stadtteiles und holen diese auch in unser Allerheiligstes, den Kirchensaal. Dies kommt daher, dass die altangestammten Mitglieder unserer Gemeinde hier nicht mehr im Bezirk wohnen und wir so überhaupt erst neues Vertrauen zu den Menschen in unserem Stadtteil aufbauen müssen. Wir schleusen also viele Menschen durch unsere Gemäuer, um sie zu studieren und vor allem kennen und lieben zu lernen. Dieses gegenseitige Kennenlernen hat zur Folge, dass sie nicht nur bei Bauarbeiten, sondern auch im Gottesdienst mitwirken. In manchen Bereichen unserer Gemeinde läuft ohne sie gar nichts. Daher auch so manch schlagzeilenwirksame Aktion. Ihre Ideen sind eben oft schlagzeilenträchtig.

GFTP: Ihre Gemeinde hat den Gottesdienstraum bunt ausgemalt und einen Kletterturm hineingestellt, bei Ihnen gibt es mitten im Gottesdienst

Frühstück mit Brötchen und Kaffee und ab und zu Hip-Hop-Gottesdienste. Manche Kids aus der Nachbarschaft kommen sogar mit Skateboard und Rollerblades in den Gottesdienst. Inwieweit ist das denn eigentlich noch eine richtige Baptistengemeinde?

Kissel: Wir sind keine »typische«, aber eine »richtige« Baptistengemeinde! Und zwar deshalb, weil wir erkannt haben, was gut für uns und unsere Stadt ist, und es einfach tun. Das ist richtig baptistisch. Die baptistischen roten Liederbücher haben ihre Melodien teilweise von populären Tanz- und ursprünglich auch erotischen Volksliedern des 16. und 17. Jahrhunderts. Ganz einfach weil diese Musik und der dazugehörige Lebensstil damals dran waren. Warum dann nicht heute Hip-Hop oder Blues und Brunch, wenn unsere Nachbarn sich dabei wohl und heimisch fühlen? Übrigens begegne ich immer mehr Baptisten, die sich auf unsere ›Schlagzeilen‹ in der Presse beziehen. Sie zeigen die Zeitungsartikel ihren Kollegen, damit die nicht denken, dass sie zu einer Freikirchen- oder Gemeinde-Sekte gehören. Ich will sagen: Wir sind für diese Baptisten genau richtig.

GFTP: Was müsste sich, nach den Erfahrungen aus dieser innovativen Gemeindegemeinschaft, in den traditionellen Gemeinden ändern, damit diese ihre Nachbarn in ähnlicher Weise erreichen können, wie Sie es tun? Gibt es da übertragbare Rezepte?

Kissel: Mit den Rezepten ist es immer so eine Sache! *Rezept 3* heißt: »Suchet der Stadt Bestes« (Jer 29,7). Ohne bewusste Vertrauensarbeit unter der Bevölkerung läuft nichts. In Apg 5,13 waren die Christen »beim Volk beliebt«. Ohne Vertrauen und Wertschätzung entsteht eben keine Beziehung zur Institution Kirche, und vor allem kein Nachfragen nach unseren Inhalten. Will heißen, durch Verflechtungen in der Stadt, Presse und kulturelle Veranstaltungen lernen die Menschen uns langsam und vorsichtig kennen und schätzen. Und wie geht der Bibelves weiter? »... desto mehr aber wuchs die Zahl derer, die an den Herrn glaubten« (Apg 5,14). Bei uns wächst die Zahl der Besucher! Also wir warten natürlich noch darauf, dass sie auch »an den Herrn glauben«, wie es hier weiter heißt. Aber wenn wir in der Zeitung oder mit Flyern einladen, dann haben die Menschen zu uns meist schon einmal Kontakt gehabt. Zumindest hören wir öfters: »Ich kenne Sie, habe von ihnen schon über Frau Soundso gehört!«

Rezept 2 lautet: Fünfzig Prozent mehr Freiheit für den Pastor! Und: Unsere Gemeinden müssen fleißiger werden! Wie gut wäre es für die Predigt und Mission, wenn der Pastor einfach nur mal Zeit hätte mit dem weltlichen Nachbarn zu grillen. Für kleine oder mittelgroße Gemeinden ist der Hauptamtliche eben die beste Einstiegs Luke in die feste und vertraute Gemeinschaft einer Gemeinde. Denn er ist meist etwas außen vor. Gerade diese unabhängigen Fremden sprechen neue Fremde in der Gemeinde an, sie sind wie eine Art Eintrittstür, ein Vermittler zum Kern. Aber Baptis-

tengemeinden sind da manchmal katholischer als unsere katholischen Schwestern und Brüder und beschäftigen effektive Mitarbeiter mit Aufgaben, die auch andere machen könnten! Warum müssen Bibelstunde, Geburtstagsbesuche usw. immer die »Amtsträger« verwalten? Ich dachte, die haben wir gar nicht? Stattdessen leistet der Pastor jede Menge Dienstleistungen, damit die Gemeinde läuft. Viele der Kollegen sehen geradezu prophetisch das Dilemma der Gemeinde und haben auch gute Ideen. Sie sind aber für gewisse innergemeindliche Dienstleistungen völlig verplant oder halten sicherheitshalber den Mund, es geht ja an die eigene Existenz. Traditionelle Gemeinden müssten fleißiger werden und mehr Hirn anlegen am Gemeindegeschehen, damit der geschulte Mensch sich unter die Welt mischen kann. Es geht! Pastorenlose Gemeinden belegen es, sie haben trotzdem schöne Gottesdienste. Ja, was springt dabei für die Gemeinde raus? Vordergründig erst einmal nichts! Aber stellen wir uns doch nur mal geschulte und fromme Menschen – einen Pastor zum Beispiel – auf Festen, im Betroffenenrat der Stadt, im Jugendhilfeausschuss oder in der Nachbarschaft vor! Da wird ein Pastor doch immer schnell zum Thema. Seine Kirche kommt ins gute Gerede! Investieren müssen traditionelle Gemeinden also schon. Rezept $3 - 2 = 1$: Mut zum Gemeinde-TÜV! Dazu sollte man jemanden von außerhalb einladen, und diese Person soll einmal Tacheles zur Zukunftsfähigkeit der Gemeinde reden, oder einmal eine Modellgemeinde besuchen. Die »Weddinger« haben beides immer wieder gemacht und für sich festgestellt: So wie bisher geht es nicht mehr lange weiter: Vor vielen, vielen Jahren hat eine Entwicklung begonnen, die dafür sorgen wird, dass die Gemeinde in fünf Jahren biologisch am Ende sein wird. Aber die Weddinger sahen dann ihre Möglichkeiten und wucherten damit! Warum haben sie damals jemanden eingeladen? Weil sie wieder weiterleben wollten! Dass dann auf eine Gemeinde so einiges zukommen kann, ist klar! Aber was soll's, bei dem Fundament!

GFTP: Welche Rolle spielt für Ihre Gemeinde der Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden? Haben Sie für Ihre ungewöhnliche Arbeitsweise eher Unterstützung oder eher Kritik von den anderen Gemeinden und dem Bundesmissionshaus erhalten?

Kissel: Die Heimatmission finanziert die halbe Stelle meines Kollegen Reiner Röthling. Überhaupt, dass Wilfried Bohlen, und damit die Heimatmission, für eine damals und heute aussterbende Gemeinde noch plante und hoffte, das hat den Weddingern damals Auftrieb gegeben. Es ist ja einfacher, Hauskreise oder neue Gemeinden zu gründen, oft verbunden mit dem bewährten Gemeindegewachstumsmodell Nr. 1: »Abzocken«, d.h. so genannte missionarisch gesinnte Unzufriedene aus anderen Gemeinden zu sammeln und dadurch zu wachsen. Faszinierender ist es aber, die Unzufriedenen in ihren alten Gemeinden zu lassen und den Rest der Gemeinde zu neuem Leben zu erwecken, und das in einer Großstadt

mit städtischen Missionsmethoden! Ich denke, das ist für die Heimatmission damals Neuland und ein interessantes Experiment gewesen. Die Weddinger wandten sich zeitgleich an umliegende Bundesgemeinden und baten um Hilfe. Jede Gemeinde hatte ihre finanziellen und Mitarbeiter-Probleme, auch die Schöneberger, aber sie haben mit uns geteilt, indem sie einen hauptamtlichen Mitarbeiter in den Wedding entsandten und außerdem über die Jahre Autobus, Technik, Verwaltungsarbeiten und Coaching leisteten. So spielte bei ihnen die frühere Verbundenheit eine Rolle. Bei den Neuen arbeiten wir natürlich noch daran. Wir hatten zum Beispiel einen Taufkandidaten. Wir empfahlen ihm, sich andere – um mit Ihren Worten zu reden – typische Baptistenkirchen anzusehen, bevor er baptistischer Christ wurde. Er sollte sich nicht nur bei uns wohl fühlen! Die damalige Gemeindeleitung hatte also den gesamten Bund im Blick. Bis zu seiner Taufe erzählte er nämlich im Stadtteil: »Die Baptisten frühstücken immer im Gottesdienst und haben gute Musik. Da sind viele Moslems usw.« Nur, über viele Moslems, junge Leute mit ihrer Musik und einen Kletterturm bei uns im Kirchensaal freuen sich nicht alle Baptisten! Das hatte der Taufkandidat dann bei seinen Besuchen erfahren. Zu diesem anderem Stil und Menschenschlag sollte er aber auch »ja« sagen. Sagen wir mal so: Ich glaube, viele schauen zu uns und denken: Mal sehen ob sie es in diesem Stil und diesem Menschenschlag und ihrer sterbenden Gemeinde schaffen. Ich finde, noch haben wir es nicht geschafft.

GFTP: Welche Bedeutung hat für Sie die Theologie bei der praktischen Arbeit?

Kissel: Na, ohne eine gute und gesunde Theologie wird sich wohl schwerlich auf lange Zeit Gemeinde mit Menschen bauen und überhaupt richtig leben lassen. Ohne eine gesunde innere Struktur oder ein geordnetes inneres Grundgerüst, denke ich, kann ich dieses Chaos um mich herum gar nicht aushalten oder überhaupt für mich und andere gesund und menschlich leben. Allerdings: Theologie studiert zu haben, heißt noch lange nicht, Theologie immer wieder mit Menschen zu bearbeiten! Ein ehemaliges Studium schützt vor aktueller Faulheit nicht. Für »Erneuerungs«-Modelle und »Missions-Rezepte« braucht man keine eigene Gotteserfahrung, keine Theologie, die kann man einfach nachmachen. Aber Gutes, das zumindest eine Zeit in einer Gemeinde wahren soll, kann eben nicht einfach mal so als Rezept angewandt werden. Im Wedding wurde Theologie durch die Gemeinde betrieben, und ich habe deshalb die Gewissheit, dass wir auf diesem Wege bleiben und uns weiter ändern werden, aber auch das Wichtige bewahren. Denn unser Leben als Gemeinde hängt davon ab, wie wir Jesus verstehen und erleben – also eben Theologie betreiben.

GFTP: Haben Sie denn den Eindruck, dass das, was zur Zeit im Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden an Theologie betrieben und ver-

öffentlich wird, beim eigenen theologischen Nachdenken hilfreich ist, oder kommen die Anregungen eher von woanders her?

Kissel: Sie kommen eher aus dem Raum der evangelischen Kirche. Zwei meiner uralten Berliner Freunde sind lutherische Pfarrer. An Literatur lese, bzw. abonniere ich die »Zeitschrift für Evangelische Ethik« sowie die »Pastoraltheologie« mit den »Göttinger Predigtmeditationen«. Im Internet finde ich mich bei der Hessisch-Naussauischen Kirche und bei den »Göttingern« wieder. Allerdings: Ihr Heft verschlinge ich ja auch! Das »Theologische Gespräch« zum Beispiel ist sicher auch gut, aber ich lese es selten wegen des schwer zu lesenden Layouts. Sonst: Fernsehgucken ...?

GFTP: Worüber denken Sie nach, wenn Sie an die Zukunft unserer Gemeinden denken?

Kissel: Über Leitung und Führung der Gemeinde. Wir tun so, als ob alles immer in der Vollversammlung geschieht. Dem ist doch gar nicht so! Aber das darf eben nicht sein. Des Weiteren über die Bedeutung des »sonntäglichen Zusammenkommens der Christen«. Für die Moderation und Gestaltung des Miteinanders im Gottesdienst verwende ich oft mehr Zeit in der Vorbereitung als für die Predigt.

GFTP: Herzlichen Dank für dieses Gespräch.